mehrere, für lange Briefe an Frau Johanne. Vergleichen Sie Häckels Arbeitsweise mit der Nietzsches, der, ewig rastlos, alles Gedachte sofort zusammenballen und auf die reinste Form abzog.

Der Arzt: Es ist erstaunlich, wie lebhaft Sie sind — in Ihrem Zustand.

Der Kranke (lächelnd): Zweifeln Sie noch, daß ich gesund werde? Daß ich noch lange lebe?

Der Arzt (ernst): Die Wissenschaft von heute ist eigentlich immer schon — die von gestern. — Ich habe mit Ihrer Frau zu sprechen.

Nummern statt Taufnamen!

Laut „Times" sollen in Sowjet-Rußland die Taufnamen abgeschafft werden, da sie eine Erinnerung an das reaktionäre System bedeuteten. An ihre Stelle wird man Nummern setzen. Jedes Kind wird bei seiner Geburt einfach eine Zahl erhalten. Das kann „böse" Folgen haben:

Ein Pawel, eine Nadja — das
Kam sich als Paar einst sehr zu Paß.
Man sah sich, war in Lieb' entflammt
Und ging beglückt zum Standesamt.

Es kamen Kinder: 4 und 8.
So sind sie zu Papier gebracht.
Weil es der Sowjet will. Derweilen
Die Jahre schnell von dannen eilen.

Die 4 blieb eitel Jungge'elle,
Denn sie war nicht im Rechnen schnelle.
Sie mied, daß sie nicht Gleichung werde,
Die Unbekannten auf der Erde.

Doch 8 schaut plötzlich im Lenz 100,
Ist ob der Schönheit baß verwunderk.
Man ehlicht sich nach Recht und Pflicht.
Doch 8 sich nur den Kopf zerbricht:

„Sind wir zwei eine Addition,
Oder gar Multiplikation?
Ergeben wir zwei 108?
Oder ob es 800 macht?"

Der Sowjet kann das auch nicht sagen,
Verbittet sich solch dumme Fragen,
Spricht: „Wie ihr rechnet, ist mir piepe!
Schafft Kinder nur — aus Eltern-Liebe!

Laßt mich in Ruh mit dem Geschwafel!
Auch ohne Logarithmenta'el
Muß eine Ehe gehen! Schluß!
Auf jeden Fall erwart' ich Plus!

Sperber.

Bunte Zeitung.

Merkwürdige Siegel. Um Urkunden eine besondere Bedeutung zu verleihen, pflegte man in früherer Zeit die neben der Hauptunterschrift aufgesetzten Siegel in verschiedener Weise persönlich zu kennzeichnen. Im 17. Jahrhundert war es beispielsweise vielfach Brauch, auf wichtigen Schriftstücken, und zwar besonders solchen, die Verträge oder Versprechen beurkundeten, Barthaare mit in das Siegel einzudrücken. Ein hübsches Beispiel hierfür berichtet uns die Geschichte von dem Schwedenkönig Karl XII. Eines Tages, als er sich wieder einmal in argen Geldnöten befand, brachten ihm einige Bauern Geld. Hocherfreut gab er sofort den Befehl, ihnen zum Dank für ihre Anhänglichkeit auf eine Reihe von Jahren alle Steuern zu erlassen, und ließ auch gleich die betreffende Urkunde ausstellen. Zum Zeichen aber, daß er gewillt sei, sein Versprechen auch wirklich zu halten, riß er sich drei Haare aus dem Bart und drückte sie, noch bevor der Kanzler das Siegel auf das Dokument gesetzt hatte, in das weiche Siegelwachs, so daß die Haare also mit eingesiegelt wurden. — Wenn auch nicht beim „Bart des Propheten", so hatte er somit doch bei dem eigenen geschworen. Manche Herrscher liebten es auch, bedeutsame Urkunden mit dem Abdruck ihrer Zähne zu siegeln, wie noch erhaltene Siegel eines indischen Königs des 7. Jahrhunderts, sowie die Siegel des im 10. Jahrhundert regierenden angelsächsischen Königs Ethelstan beweisen. In China und Tibet war es schon vor mehr als 2000 Jahren fast allgemeiner Brauch, den Tonsiegeln der Urkunden die Fingerabdrücke der Hauptbeteiligten aufzupressen. Bei Verträgen setzte man an die Stelle des Siegels übrigens auch sehr oft nur Fingerabdrücke. Und ebenfalls in geschichtlich sehr früher Zeit, schon bei den alten Babyloniern und Assyrern, herrschte die Sitte, daß, wenn jemand bei der Ausfertigung von Dokumenten nicht schreiben konnte oder kein Siegel besaß, man seinen Daumennagel in den weichen Siegelton eindrückte, worauf dann der Schreiber den Namen des betreffenden danebenschrieb und der Ton gebrannt wurde. Solche Dokumente babylonisch-assyrischen Ursprungs mit Daumennageldrücken fand man z. B. in größerer Zahl bei den amerikanischen vorchristlichen Ausgrabungen in Nippus, die zahlreiches wertvolles Material aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. ans Tageslicht förderten. h.

Licht und Heizung durch Wind. Man hat schon viele Versuche gemacht, einen Windmotor mit so gleichmäßigem Gang herzustellen, daß man ihn zur Erzeugung elektrischer Kraft benützen kann. Jedoch sind bisher diese Versuche so gut wie ganz mißlungen. Die Schwierigkeit lag darin, einen gleichmäßigen und dauernden Gang des Generators auch bei schwachem Winde zu erreichen, eine Schwierigkeit, die nicht überwunden werden konnte, so lange man die direkte Kuppelung von Windmotor und Generator anwandte. Der ungleichmäßige Gang des Windmotors veranlaßte, daß auch der Gang des elektrischen Generators ungleich wurde, ein Umstand, der seinerseits bewirkte, daß der elektrische Strom praktisch nicht zu verwenden war. Ein schwedischer Fabrikant, der sich lange mit dieser Frage beschäftigte, hat jetzt eine Anordnung erdacht und der Stockholmer Presse vorgeführt, die die unmittelbare Kuppelung vermeidet. Sein Streben war, die ungleichmäßige Motorkraft aufzuspeichern und sie dann als dauernd wirkende Kraft und ohne stärkeren Energieverlust dem Generator zuzuführen. Er setzte weiter voraus, daß das Werk selbst sich regeln, d. h. mit automatisch wirkenden Organen versehen sein sollte, so daß unter normalen Umständen eine besondere Wartung nicht erforderlich wäre. Das Ergebnis seiner Versuche liegt jetzt vor. Nach der Beschreibung in schwedischen Blättern fällt an seiner Maschine vor allem ein am Hauptgestell an einer endlosen Kette aufgehängtes Gewicht auf, das je nach der herrschenden Windstärke steigt oder fällt. Der Windmotor zieht dieses Gewicht — etwa wie das Gewicht in einem Uhrwerk — auf, und das Streben des Gewichts, zu fallen, setzt dann der Generator in Tätigkeit. Ein Kettenrad, über das die eine Schlinge der endlosen Kette läuft, vermittelt diese Tätigkeit. Die Größe des Gewichts ist so abgemessen — in dem vorgeführten Fall beträgt es zwei Tonnen —, daß es allein durch seine Schwere den Generator mit voller Spannung treiben kann.

Nach dieser Anordnung ausgeführte Wind-Elektrizitätswerke sind nicht von einer bestimmten Windstärke abhängig. Schwacher und ungleichmäßiger Wind kann ebenso wie starker Sturm ausgenutzt werden. Die ganze Windkraft wird nämlich ohne einen anderen, Verlust als den durch die normale Reibung in elektrische Energie umgesetzt, und der Generator arbeitet stets mit konstanter Geschwindigkeit. Selbst eine dreitägige Windstille setzt den Dynamo nicht außer Tätigkeit. Nach den Berechnungen Jansson ist es mit seinem Motor möglich, Strom zu dem gleichen Preise zu erzeugen, für den ihn größere Elektrizitätswerke liefern. Wenn sich die Erfindung, deren Ausbeutung die Firma Armstrong u. Cie. übernommen hat, bewährt, wäre sie besonders für einsam gelegene Wohnstätten oder Dörfer von großem Wert, ferner für kleine Inseln, nach denen eine Stromzuführung durch Kabel zu kostspielig ist. h.

Literatur.

Fedor von Zobeltitz! Welcher Leser rückt sich da nicht gleich in behaglicher Erwartung seinen Armsessel zurecht! Das neue Buch „Die Romantik zu Pferde und andere Geschichten" (Kürschners Bücherschatz 1243. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9.) genügt diesem Frohgefühl vollauf. Eigenartige, packende Handlung, frisch und draufgängerisch erzählt, originelle Charaktere, ein heiteres Durcheinander der tatsächlichen Welt, als deren Vertreter einen sich in diesen köstlichen Novellen. Mit einem lachenden, einem feuchten Auge schauen uns kernige Lebensfreude und gesunder Wirklichkeitssinn an. Der herzgewinnende Humor vor allem wird manche Mußestunde freundlich erhellen; so ist auch dies Werk des beliebten Erzählers ein Sorgendrecher, ein Gegengift gegen alle Pein.

Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919. Textausgabe mit Einleitung und Sachregister herausgegeben von Dr. Rudolf Oeschey, Privatdozent an der Universität Leipzig. C. H. Beckische Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München. — Es ist Pflicht jedes Deutschen, sich mit der neuen Reichsverfassung bekannt zu machen. Die vorliegende, in der bekannten Beckschen roten Sammlung Deutscher Reichsgesetze soeben erschienene Ausgabe Dr. Rudolf Oescheys sei für diesen Zweck warm empfohlen. Der Herausgeber unterrichtet in einer vorzüglichen knappen Einleitung zunächst über die Verfassung des Deutschen Reiches von 1870 und über die Entstehungsgeschichte des neuen Gesetzes, dessen Inhalt in seinen Hauptzügen charakterisiert wird. Der Text ist sorgfältig wiedergegeben. Die Ausgabe verdient weiteste Verbreitung.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 124 — Mittwoch, den 5. November — 1919

Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel.

(23. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Mit einem kleinen Wohltätigkeitsschauer, wie ein Vogel, der vom Regen durchnäßt, endlich ins warme Nestchen fliegt, schmiegte sich Marie an Rothauers Brust. Durch das Bauernhemd fühlte sie seine starken Herzschläge, die Hand, die die ihre hielt, war heiß und hart, die Hand eines jähen, kräftigen Menschen, unter der Mariens zermorschte Nerven in kleinen Wonneschauern erzitterten. . . . Einmal zog sie während des Tanzens seine Linke sanft zu sich her und preßte sie um ihren Hals. Er war erstaunt.

„Was tust denn?"

Sie ließ seine Hand los, lachte.

„Nichts . . . ein Spiel . . . deine Hände müßten gut erdrosseln können!"

Sie drängte sich noch fester an ihn.

„Geh . . . red' net so damisch daher . . . so a Halserl wia dein's, dös is zu ganz andre Sachen da, als zum Abmurksen . . ."

„Meinst du?"

Der Tanz war zu Ende. Er blieb noch eine Weile bei Marie stehen, verließ sie dann, um Tilde aufzusuchen. Jetzt, da er die zärtliche, kleine Gestalt nicht mehr in den Armen hielt, kam's ihm vor, als hätt' er für Augenblicke im Rausch gelegen, oder in einem seltsamen Fieber. . . . Nun war's wieder vorbei, — nur die Hand, die vorhin den Frauenhals umspannt hatte, brannte und zuckte — —

Tilde empfing ihn mit finsterem Gesicht. Das verdroß ihn. —

„Das war doch die Cholevius, gelt?"

„Ja."

„Woher kennst du denn die?"

„Ich kenn' sie schon lang. Ich hab' sie doch gemalt!"

„Ah ja! Na, was tut denn die freche Person wieder hier?"

„Dös hab' i nett g'fragt! Was hast denn übrigens mit ihr, daß d's a freche Person heißt?"

„Aber Toni, weißt du denn nicht mehr?"

Nein, er wußte wirklich nicht mehr oder wollte es nicht mehr wissen. Da erzählte ihm Tilde aufs neue von der Ehetragödie in Jena, erzählte mit einer wutbebenden Stimme, aus der allzu deutlich die Eifersucht klang. Alles, was sie da sagte, paßte auch so schlecht in die Stimmung dieses Festes hinein, daß Rothauer sich einer leisen Verdrießlichkeit nicht erwehren konnte und die ganze Sache langweilig fand. Er sagte etliche Male: „So! . . . Nein, so was! . . . Schau, schau! Als Tilde aber zu dem Schluß kam: „Also gelt, das begreifst du doch, daß wir dieses Weib hassen?" entgegnete er zwar: „Ja, ja, das versteh' i schon!" Als sie jedoch weiter in ihn dringen wollte: „Und ich kann's gar nicht sehen, wenn du mit der Person tanzt!" entgegnete er gelassen: „Ja, Tildel, dös geht mi nix an! Eure Familieng'schichten sind mir wurscht! Ich kenn' die Cholevius, i ghab's gemalt, vielleicht mal' ich's sogar noch amal! Ich werd's jetzt doch net auf einmal schneiden, weil's deiner Schwester ihren Mann abspenstig g'macht hat! Wär's ja zum Lachen! Und jetzt sei nett, Mäderl, und mach' kein so fuchtigs G'sicht! Dös steht dir gar net."

Er zog sie zum Tanzen fort, da war sie wieder hell und froh und wollte nicht mehr an die schreckliche Frau denken, die zum zweiten Mal die Hände nach dem Glück der Merk ausstreckte.

Da flog Rothauer schon wieder mit Marie dahin; wie eine blaßgelbe Blüte, die der Wind verwehte, lag sie in seinen Armen. Ihre schmalen Finger spielten ein leises Sehnsuchtsspiel in seiner Linken, die heiß und hart war, wie Marie Cholevius die Hände der Männer wollte — —

Tilde drehte sich mechanisch mit ihrem Tänzer weiter, verfolgte mit den Augen unablässig die gelbe Blüte, die der Wind in ihres Liebsten Arm verweht hatte. Lief zur Schwester: „Olga! Es ist spät! Wir wollen gehen!"

Aber Olga, die sich eben wieder anschickte, das prinzliche Schaukelpferd durch die Irrgänge der Polka durchzusteuern, dachte nicht ans Heimgehen: „Aber Tilde, um drei Uhr kommen doch erst die Weißwürst'! Wir werden doch nicht vorher gehen! Da wirds ja grad erst nett!"

Sie war so beschäftigt mit sich und der Hoheit, daß sie von der Verzweiflung Tildes nichts merkte.

Man blieb also noch da. Mechanisch drehte sich Tilde noch stundenlang von einem Arm zum andern, auch Rothauer kam noch öfters und holte sie zum Walzer und Landler.

„Bist jetzt wieder g'scheit, Mäderl?"

„Ja, ja, bin g'scheit!"

„Lieb's Ding du!"

Ohne daß es einer sah, beugte er sich rasch im Tanz über sie und küßte ihre Schläfe.

Da schwebte in tollem Wirbel die gelbe Blüte vorüber. Tilde fuhr mit einem Ruck aus der seligen Vergessenheit des Walzers empor.

Rothauer, der immer noch auf die feine, blaugeäderte Schläfe sah, auf der sein Kuß brannte, fragte: „Was hast denn? Ist dir was?"

„Nein . . . gar nichts . . . es war ganz unwillkürlich . . ."

Sie log nicht. Sie war in der Tat unwillkürlich emporgefahren, denn sie hatte für eine Sekunde die Empfindung gehabt, als fliege sie einer über den letzten schmalen Erdstreif, auf dem sie stand, hinunter ins bodenlose Nichts. —

Zwanzigstes Kapitel.

Dann war es gekommen, wie Tilde gefürchtet hatte. Marie Cholevius streckte die Hände aus und willig, fast ohne Zögern folgte Rothauer dem Winke dieser weißen Finger. Nicht auf einmal, nicht gewalttätig nahm sie ihn, sondern mit all den langsamen kleinen, heißen Schmeichelkünsten, die einen Hauptreiz ihres Wesens bildeten.

Zunächst entzückte sie den Künstler in ihm. Er wußte selber kaum mehr, wieviel Skizzen er schon von ihr gemacht hatte und immer wieder sah er einen Lichtreflex, der ihm vorhin entgangen war und der jetzt auf ihrem Nacken spielte, oder von ihren Fingern zu tropfen schien. Nicht die Linien ihrer Gestalt oder ihres Gesichtes waren es, die ihn immer wieder aufs neue fesselten, sondern ihre lässigen halb kindlichen, halb leidenschaftlichen Bewegungen, die seltsame Harmonie, in der ihr Haar, die Farbe ihrer Haut, die Schatten um ihre Schläfen mit jedem Hintergrund zusammenflossen, vor den er sie stellte. Sie war auch als Modell von bewundernswerter Ausdauer; sie, die Verzärtelte, Kränkliche, sonst nur mit dem Kult des eigenen Ichs beschäftigt, harrte stundenlang regungslos, jedem seiner Blicke, ja schon jedem Zucken der Augenbrauen folgend, in ermüdenden Stellungen aus, wenn sie sah, daß sie ihm so gerade gefiel. Jedes Zeichen seiner Hand, jedes kaum merkliche Neigen oder Heben des Kopfes verstand sie, gab ihm nach, daß er niemals von der Staffelei wegzutreten brauchte, um ihre Stellung zu verändern oder zu richten, wie er es wollte.

Weder Liebe noch Kunstsinn machten sie so gefügig, aber sie hatte schnell ausgespürt, daß man den Mann in Rothauer am leichtesten gewann, wenn man zuerst den Künstler in ihm gewonnen hatte. Ihn zu gewinnen, war sie ja vor allem wieder nach München gekommen. Mit einem Gemisch von Sehnsucht und Perversität schleppte sich diese kranke, von allen möglichen Opiaten erschöpfte Frau zu dem robusten Mann hin, der den Lebensborn selber in seinen Bauernhänden zu halten schien.

Er sah sie zuerst mit einer Art verblüffter Neugier an. Auf dem Bazar, in Scheveningen war sie immer nur flüchtig an ihm vorüber geglitten, jetzt, da er ihr zum erstenmal diese Stunden lang allein, ohne den hemmenden Apparat geselligen oder internationalen Lebens gegenüber saß, begriff

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191105024/fragment/page=0001

er zunächst gar nichts von ihr, sie kam ihm kurios vor, ein bißchen lächerlich, ein bißchen erbarmungswert. Gab's denn so was in Wirklichkeit, so eine schmächtige, zerbrechliche, kleine Person, die bei starkem Wind nicht ausgehen konnte, weil sie sonst umgeblasen wurde und die tausend kleine Bedürfnisse hatte, auf tausend Nervenreize reagierte, von denen er gar nichts wußte?! Eine Frau, die nur Batist- oder Seidenwäsche tragen, nur in stark parfümiertem Wasser baden, nur in überheizten Zimmern sich wohl fühlen konnte und allen Ernstes behauptete, daß sie sterben müsse, wenn sie nicht täglich dreimal ihre Morphiuminjektion bekäme?! Die Morphiumgeschichte war in Rothauers Augen die lächerlichste Sache von der Welt.

„Also, so was g'wöhnt man sich halt wieder ab," meinte er ganz naiv und er lauschte mit ungläubigem Lächeln, als hörte er ein Gruselmärchen, wenn sie ihm erzählte, wie sie in früheren Jahren von einer Anstalt zur anderen gezogen sei, immer für ein paar Wochen geheilt, um aufs neue der alten Leidenschaft in die Arme zu sinken. Und sie erzählte ihm von den Menschen, die sie in diesen Anstalten getroffen hatte, von Männern, deren Namen Deutschland mit Ehrfurcht und Stolz nannte, und die dort hilflos, erbärmlich waren, wie verlogene Kinder. Weinten, schrien, auf den Knien vor den Aerzten rutschten oder in rasenden Zornesausbrüchen alles zertrümmerten, wenn die gewohnte Stunde kam und die Morphiumdosis ausblieb oder wenigstens so gering geworden war, daß sie ihren verhetzten Nerven keine Linderung mehr bot.

„Mitunter, aber nur ganz, ganz selten hat sich's einer wirklich abgewöhnt, einer mit einer ungeheuren Energie. Die meisten aber haben sich immer wieder heimlich Morphium verschafft und sich nachher, wenn sie heraus waren, doppelt entschädigt, für all das Wasser, das man ihnen eingespritzt hatte. Gott, die Aerzte sind ja so dumm! Sie bilden sich immer ein, uns zu düpieren, statt dessen düpieren wir sie." Und sie erzählte weiter, haarsträubende und komische Anstaltsgeschichten, deren Angelpunkt immer wieder war, wie man die Aerzte besügen und auf Schleichwegen, deren kein geriebener Verbrecher sich zu schämen brauchte, das geliebte Gift heimlich herbeischaffen und mit den andern teilen konnte.

Rothauer begriff das gar nicht.

„Aber wenn die Leut' schon wissen, daß ihnen das schon schadet, wie können's denn nachher so dumm sein?!"

„Ach, Lieber, du redest wie der Blinde von der Farbe! Hast du denn eine Ahnung, wie wonnig dieser Rausch ist, wie man für Stunden, für halbe Tage ein ganz anderer Mensch wird, wie die Welt dann so schön aussieht, so heiter, so rosig, und wie man allen Jammer vergißt?"

„Aber ich dank' schön' ich will gar kein anderer Mensch werden, mir ist die Welt alle Tage schön genug und vom Jammer weiß ich nichts."

Ihre Augen verschwammen ein wenig, begannen zu flimmern, eine böse Lust stieg in ihr auf.

„Hast du nie eine Morphiuminjektion bekommen?"

„Nein, keine Idee davon."

„Auch nicht, wenn du krank warst?"

„Ich war nie krank."

„Hättest du nicht einmal Lust, es zu probieren?"

„Fallt mir net ein!"

„Ich möcht' es aber so gern . . ."

„Ach, hör' mit dem Unsinn auf . . ."

„Aber Lieber, wenn ich dich recht schön bitte —"

Sie legte schmeichelnd ihre Hand auf seinen Arm. Er schüttelte sie ab.

„Weißt, laß mich mit dem Teufelszeug in Ruh', wenn's dir Spaß macht, dich zugrund' zu richten, ist das deine Sach', aber mich laß in Ruh'."

Sie stritten noch ein wenig, halb im Scherz, halb im Ernst. Dann fing sie plötzlich ohne Grund zu weinen an, denn es ging auf die gewohnte Stunde hin, und ihre Nervenkraft war zu Ende.

Wenn sie so weinte, tat sie ihm unsäglich leid und sie weinte oft, weil sie jede kleine Mißhelligkeit des Lebens wie ein Unglück ansah und ihr keine Widerstandskraft mehr entgegenzusetzen hatte.

Wenn ein Mann Mitleid mit einer schönen Frau hat, so ist er schon halb verliebt in sie. Bald hatte denn auch Marie Cholevius nicht nur den Künstler, sondern auch den Mann in ihm gewonnen, hatte ihn gewonnen gerade weil sie schwach und hilfsbedürftig erschien und weil sie tausend Verfeinerungen kannte, brauchte, die ihm fremd waren. Als sie seiner erst sicher war, ließ sie sich immer mehr gehen, wurde immer egoistischer, immer anspruchsvoller, verfügte über ihn, seine Zeit, wie es ihr gerade paßte, und er ließ es geschehen, lachend, voll Staunen über sich selbst und in dem Wahn, daß dies alles sein freier Wille war, daß er von heut' auf morgen sich ohne Schuld und Blut von ihr lösen konnte, wenn's ihm gerade einfiel.

Einige Male war der Prinz ins Atelier gekommen, während Rothauer Frau Cholevius malte. Das erste Mal hatte ihn der Zufall geführt, später kam er mit Vorbedacht, fragte wohl auch, wann die nächste Sitzung sei und ob er nicht dabei störe. Marie sah Rothauer strafend an, und dieser lächelte geschmeichelt: „Kommen S' nur, Hoheit, Kollegen stören net."

Der Prinz war entzückt über „Kollegen", Marie war entzückt über den Eindruck, den sie offenbar auf den Prinzen gemacht hatte, und Rothauer lächelte mit der Eitelkeit des Mannes, der es gern sieht, daß die Frau seiner Wahl auch anderen den Kopf verdreht.

Marie Cholevius hatte eine kleine, hübsch möblierte Wohnung gemietet, in der sie auch die wenigen Menschen empfing, die sie von ihrem früheren Aufenthalt her kannte oder jetzt neu kennen lernte. Es dauerte nicht lange, da war der Prinz fast ein täglicher Gast, spielte bei ihr zugleich die Rolle eines Pagen und eines Haushofmeisters, zwei Fächer, zu denen Rothauer jede Begabung fehlte und deren richtige Besetzung im Leben einer hübschen Frau doch so wichtig ist. Willig übernahm der Prinz all die kleinen Dienste, erwies all die Liebenswürdigkeiten, für die der Münchener Maler ganz untauglich gewesen wäre. Er besorgte die neuesten Bücher, bestellte rechtzeitig die Billetts, wenn ein Star im Theater oder im Konzert auftrat, entdeckte die ersten Delikatessen der Saison, wußte sehr bald, daß Frau Marie Orchideen- und Heliotropparfüm vor Houbigant bevorzugte und war unermüdlich unterwegs, um ihr Perlentäschchen wieder aufzufinden. Denn das verlorene Perlentäschchen gehörte zu den feststehenden Einrichtungen in Marieas Leben; es gab keine Gelegenheit, kein Theater, keinen Laden, keine Elektrische, kein Auto, in dem es nicht liegen geblieben wäre. Der Prinz, der in unermüdlicher Langmut dem Flüchtling nachlief, war bald bekannt in den Fundbureaus der Polizei und wurde von den Beamten lächelnd gegrüßt, wie ein liebgewordener Besuch, den man nicht mehr missen mochte.

Rothauer sah dem Prinzen zu und lachte.

„Schad', daß ich kein Genremaler bin, sonst müßt' ich entschieden einmal ein Bild malen: Der Prinz und das Perlentascherl."

Der Prinz lachte ein wenig gezwungen, Marie sah ihn aus flimmernden halb geschlossenen Augen von unten herauf an und sagte mit kokettem Schmollen zu Rothauer: „O, Herr Rothauer, Sie sollten sich über die Liebenswürdigkeit Seiner Hoheit nicht lustig machen, Sie könnten sogar ein bißchen von ihm lernen . . ."

„So was lern' ich nimmer, daß muß man von Jugend auf g'wöhnt sein."

„Und es gibt ja auch Menschen, die vielleicht ausschließlich für die verlorenen Perltaschen auf der Welt sind," sagte der Prinz.

Seine blauen Augen sahen verträumt und ein wenig ausdruckslos in die Ferne, so daß niemand wissen konnte, welche Gedanken hinter seiner Stirne saßen. —

Ein Gespräch, das Marie, sobald sie allein mit Rothauer war, immer wieder heranzog, war Tilde von Merk. Widerwillig nur folgte ihr Rothauer, wurde verdrossen, einsilbig, sobald sie von dem Mädchen zu reden begann. Marie aber kümmerte sich darum nicht, ja, es bereitete ihr große Freude, ihn mit Fragen und Aeußerungen zu quälen, die sich auf Tilde bezogen. Obgleich sie erst wieder einige Wochen in München lebte, hatte sie schnell herausgefunden, daß zwischen dem Maler und dem schönen Mädchen etwas war; Nebensarten, versteckte Anzüglichkeiten, die sie da und dort aufgefangen, ein paar unvorsichtige Bemerkungen von ihm selbst, hatten sie zuerst auf die Fährte gelenkt. Dann kramte sie einmal in seiner Skizzenmappe und fand Zeichnungen von Tildes Profil, auch ein paar Momentaufnahmen, wie sie am Teetisch saß oder mit aufgestütztem Kopf auf der Ottomane lag. Marie hatte Tilde natürlich nicht wiedererkannt, aber sie hatte dann doch bald herausgebracht, daß das Modell dieser Zeichnungen und Photographien die Schwester der Frau Professor Benedikt war. Diese Erkenntnis störte ihre Gemütsruhe nicht im geringsten, sie dachte nur: „Diese Schwestern haben kein Glück mit mir; jedesmal geraten sie an einen Mann, der mir gehört." Sie forschte Rothauer immer weiter aus. Wie lange er Tilde schon kenne . . . ob sie sehr hübsch sei . . . ob sie seine Geliebte sei . . . ob er die Absicht habe, sie zu heiraten . . . Rothauer wurde so ungeduldig, daß er sie am liebsten aus dem Zimmer gejagt hätte.

Fortsetzung folgt.

Wie lange?

Ein Gespräch von Karlernst Knatz.

Der Arzt (richtet sich von der Untersuchung auf): Also in Ordnung! Geht ja alles vorzüglich! Ich denke, in vierzehn Tagen!

Der Kranke: Meiner Frau haben Sie das Gegenteil gesagt, lieber Professor. Lügen Sie nicht. Sie sollte schweigen. Aber sie konnte nicht. Sie wäre erstickt daran, sagt sie. Sie haben ihr gesagt, ich sei nicht zu retten. Aber gottlob konnte ich sie beruhigen. Ich bin zu retten!

Der Arzt (im Augenblick unsicher): Hm. Ich muß außerordentlich bedauern, daß Ihre Frau —

Der Kranke: Nun — da Ihr Heimlichtun überflüssig, die Angst meiner Frau gegenstandslos und Ihre Voraussage falsch ist, so brauchen wir uns alle drei nicht mehr zu bedauern.

Der Arzt (freundlich, schonend): Und worauf gründet sich dieses Fühlen bei Ihnen? Ich bin Arzt, Wissenschaftler, Logiknecht. Ich muß zergliedern können, Voraussetzungen sehen, Schlüsse ziehen können.

Der Kranke: Das Wissen, daß ich gesund werde, gründet sich auf ein größeres, tieferes, allgemeines Gefühl — auf das sichere Gefühl, daß ich noch lange leben werde.

Der Arzt (überrascht): Sehr schön! Aber wie —

Der Kranke: Sehen Sie, das ist nicht so einfach. Aber wenn Sie Geduld haben wollen, ein wenig zuzuhören — Sie dürfen dabei lächeln so oft und so lange Sie mögen — dann will ich —

Der Arzt (höflich): Zuhören können ist eine der Voraussetzungen aller Erkenntnis.

Der Kranke: In Kürze: Eines Tages, ich glaube vielmehr, es war noch kurz vor dem Einschlafen oder kurz nach dem Erwachen, fühlte ich — damals war ich gesund —, daß ich lange leben werde, verhältnismäßig alt werden würde. Dieses Gefühl war ganz unbestimmt, zunächst nirgendwo im Bezirk der Vernunft und Wissen begründeten Provinzen des Bewußtseins anzusiedeln. Aber es war da, dieses Gefühl. Und es war einigermaßen lebhaft.

Der Arzt: Was Sie da gefühlt haben, ist nicht eben etwas Wunderbares. Wir Aerzte kennen dieses Lebensgefühl schlechthin sehr wohl. Es ist bald schwächer, bald stärker, und unabhängig vom „Allgemeinbefinden", von der Stimmung und so weiter.

Der Kranke: Nicht so. Was ich empfand, war etwas anderes. Es wird Ihnen deutlich werden, wenn ich Ihnen weiter berichte, daß ich jener schattenhaften Offenbarung ernsthaft zuleibe ging. Wissenschaftlich. Durch Selbstbeobachtung und durch Vergleiche. Ich beschwor Erinnerungen herauf, ging mein Leben durch, immer mit dem Bewußtsein dieses Gefühls, dessen Inhalt und Umrisse ich mit Aufbietung aller Willenskraft in mir frisch erhielt. Und nun fand ich etwas Merkwürdiges. Es wurde mir klar und immer klarer, daß ich jenes traumhafte Gefühl schon oft, ja daß ich es offenbar in bestimmten Augenblicken des Erlebens von frühester Kindheit an stets gehabt hatte. Nur mußte es tief unten geblieben sein, in jenem dämmernden Raum der Seele, in den wir selbst nur selten einen Blick werfen können.

Der Arzt: Hm . . .

Der Kranke (lebhaft): Nehmen Sie den Schmetterling oder die Eintagsfliege oder sonst irgendein kurzlebiges Geschöpf! Es ist wohl unzweifelhaft, daß die Eintagsfliege, die von der Geburt bis zur Zeugungsfähigkeit und wieder bis zum Tode die Spanne ihres Daseins vom ersten Ins-Licht-Blinzeln über den Taumel geschlechtlicher Wollust bis zum Verlöschen des Lebens durchmißt, den ihrer Art zugemessenen Lebensinhalt mit gleicher Stärke empfindet wie gewisse Schildkrötenarten, die mehrere hundert Jahre alt werden. Die Eintagsfliege muß Minuten wie menschliche Jahre fühlen! Die Zeit ist — es steht neuerdings, dank den „Relativitätlern", ja auch menschlich-wissenschaftlich völlig fest — unstarr, sie streckt sich und zieht sich zusammen nach den Gesetzen des Bewußtseins, das in ihr — bewußt ist!

Der Arzt (lächelnd): Jetzt sprechen Sie wie ein — Dichter! Aber im allgemeinen — gut. Zugegeben.

Der Kranke: Danach hat jedes lebende Wesen zunächst einmal das Zeitgefühl seiner Art, das bestimmt ist von den eigentümlichen Grenzen der Zellerneuerungsfähigkeit. Was das bedeutet, wird am besten klar, wenn man folgendes denkt: Ein Mensch und ein Elefant, die am gleichen Tage geboren wurden und — wir setzen den Fall — nach ihrer Beschaffenheit etwa das Durchschnittsalter ihrer Art erreichen sollen, welchen ihn zwanzigsten Lebensjahr erheblich in ihrem Lebensgefühl voneinander ab. Der Elefant wird sich dem Tode viel ferner fühlen als der Mensch. Jener ist noch Kind, dieser schon Mann.

Der Arzt: Da aber beide nur innerhalb der Gesetze ihrer Art fühlen, der Mensch nicht in die Seele der Schildkröte und die Schildkrötenseele nicht in die des Menschen schlüpfen kann, da die Möglichkeit des Vergleiches fehlt, so —

Der Kranke: Gewiß! Gewiß! Nun aber kommt mich erst meine Entdeckung. Die Lebenszeit aller Wesen hat eine Schwankungsspanne — abgesehen von den Fällen gewaltsamer Unterbrechung des Lebens. Und es scheint mir — sagen wir, sehr möglich, daß dieser tatsächlichen Schwankungsspanne auch etwas die einzelnen Unterschiedenden, ein persönliches Lebensgefühl, entspricht. Nur — weil das Lebensgefühl, das wir kraft unserer Art besitzen, etwas Selbstverständliches, kaum noch bewußt Empfundenes ist, so tritt auch das persönliche Lebensgefühl kaum je über die Schwelle, hinter der das Bewußtsein, die Selbstbeobachtung, das Erkennen beginnt. Der Löweschen „Uhr", die jeder von uns in sich trägt und die für alle die gleiche, — die menschliche Stunde schlägt, ist ganz gewiß auch ein feiner und geheimnisvoller Mechanismus eingebaut, der mir und Ihnen, Herrn Hinz und Herrn Kunz die „Abertatio" des Ichs von der „Konstante" der Art verrät. Aber freilich, man muß in sich gehen, um diesen winzigen Zeiger zu finden.

Der Arzt: Ihre Folgerungen sind kühn. Aber ich bin im Augenblick verlegen, was ich dagegen bemerken sollte. Da die Einwirkung gesundheitlicher Lebensweise und der Gesundheitspflege auf die Lebensdauer immer da versagt, wo nicht das vorhanden ist, was man mit dem höchst unbestimmten Wort „Anlage" bezeichnet, so läßt sich wohl behaupten, daß die durch die Geheimnisse der Vererbung festgelegte Vorbestimmung beim Einzelnen in der Tat für die Lebensdauer entscheidend ist. Daß diese Vorbestimmung bewußt werden kann, behaupten Sie freilich vorläufig wohl allein!

Der Kranke: Vergessen Sie doch nicht, daß ich zu alle diesem zunächst gar nicht durch logische Schlüsse gekommen bin! Ich holte das jetzt nach, um Ihr wissenschaftliches Hirn zu beruhigen. Ueber mich kam jenes Gefühl wie eine Erleichterung, und auch der ganze Weg, auf dem ich dann die Entdeckung nachprüfte, vertief im zauberischen Blau der Gefühle, die die letzte, erkennbare Quelle der Kunst sind. Sehen Sie! Da ist die formelhafte Wendung, daß uns die Jugend wie ein kurzer, schöner Traum erschiene. Und da ist andererseits die Behauptung, daß dem Kinde, dem Heranwachsenden, die Zeit lang, dem Reifen kurz und dem Greise traumhaft flüchtig vorkomme. Beide Beobachtungen widersprechen sich. Ich meinerseits glaube, daß in ihnen nur die äußersten Möglichkeiten der Beziehung zum persönlichen Lebensgefühl beispielhaft festgelegt worden sind. Wenn ich mich in meine Jugend versenke, in ganz bestimmte Augenblicke meiner Jugend, so weiß ich, daß Stunden, Tage, Jahre von unendlicher Länge, von köstlicher Dauer waren. Und auch jetzt, da dem Schaffensdrang der Mannesreife die einzelne Stunde oft kurz erscheint, bringt der tröstende Blick in ein Abendrot, in eine Schneelandschaft oder eine Vollmondnacht jenes Gefühl beruhigter Dauer immer wieder zurück. Und hatte ich nicht immer Zeit? Ist mir nicht von je das Geizen mit Tages- oder Nachtstunden, mit Schlaf, Arbeit oder Erholung fremd gewesen? Glauben Sie mir, Professor, es ist ein bestimmter Rhythmus in jedem, ein besonderes Bewegungsmaß, eine persönliche Schwingungsziffer, die im Keim vorgezeichnet war, die den Kreislauf des Blutes, den Stoffwechsel der Säfte, das geheimnisvolle Spiel der Ganglien magisch beherrscht.

Der Arzt (trocken): Es gibt Menschen und Krankheiten, bei denen eine Milchkur dem Leben ein Jahrzehnt zulegt.

Der Kranke: Nur, wenn das Ganze, wenn der nicht zu indizierende Kernbau des Wesens überhaupt auf diese Länge des Lebens angelegt war! Und sterben Ihnen nicht auf unerklärliche Weise gesündeste Kinder, kräftigste Männer, trotz der besten Pflege und völliger Unversehrtheit aller einzelnen Organe vorzeitig unter den Händen weg?

Der Arzt: Was Sie da behaupten, ist erstaunlich. Wäre es wahr — es wäre herrlich für unser ärztliches Wissen!

Der Kranke: Prognosen an anderen sind auf meiner Erkenntnis nicht aufzubauen. In dies tiefste Gehäuse der eigenen Werkstatt vermag jeder nur selbst zu dringen. Aber ich sagte Ihnen schon, daß es ohne ein Ahnen nicht geht, wie es die Dichter besitzen. Und das ist gut so, denn —

Der Arzt: Es wäre furchtbar, wenn jeder fühlte, ob er kurz oder lang die Sonne sieht.

Der Kranke: Keine Angst. Es werden die wenigsten sein.

Der Arzt: Gesetzt, ich nähme Ihre Schlüsse als möglich hin, so würde ich folgern: Das Vermögen zum persönlichen Lebenszeitgefühl durchzubohren, wird am geringsten bei denen sein, denen das Durchschnittsalter bestimmt ist; am größten bei den Ausnahmen, — den sehr früh und sehr spät Sterbenden.

Der Kranke: Richtig! Gewiß! Oh, Sie folgen mir! — Freilich unbewußt, halb bewußt vielleicht, fühlen es zum mindesten die Künner und die Genies, die Bedeutenden und die Eigenartigen immer. Haben es immer gefühlt. Ist Kleistens Unruh anders zu erklären? Des Novalis lechzende, taumelnde, blauend ins eigene Innere wühlende Lebensgier? Schillers von früh an — noch ehe er das erbarmungslose Lungenübel kannte! — vorwärtspeitschender Schaffensdrang? Und dagegen — wie beruhigt, alles auskostend, behaglich verweilend, immer sich Zeit lassend, baute Goethe den Tempel seines Lebens Stein um Stein? Und wie sicher erwartend läßt der Deichhauptmann v. Blomert in der Ruhe Schönhausens sich seine Zeit vorführen, wie ein Roß, das ihn als Reiter erwarten muß — früher oder später. Umdröhnt von den Geschäften ganz Europas — er hatte immer Zeit für seine Hunde, seine Pfeife, für eine Flasche Wein und auch ihrer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191105024/fragment/page=0002